

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 14 (2007)
Heft: 153

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



BILDWELT ALS WELTBILD

Die bemalten Appenzeller Schränke des 18. und 19. Jahrhunderts erzählen Geschichten: von ihren Besitzerinnen und Besitzern und von deren Zeit. Die Ausstellung «Sprechende Schränke» im Appenzeller Volkskundemuseum wagt einen Versuch in volkstümlicher Bilderkunde. von Marcel Zünd

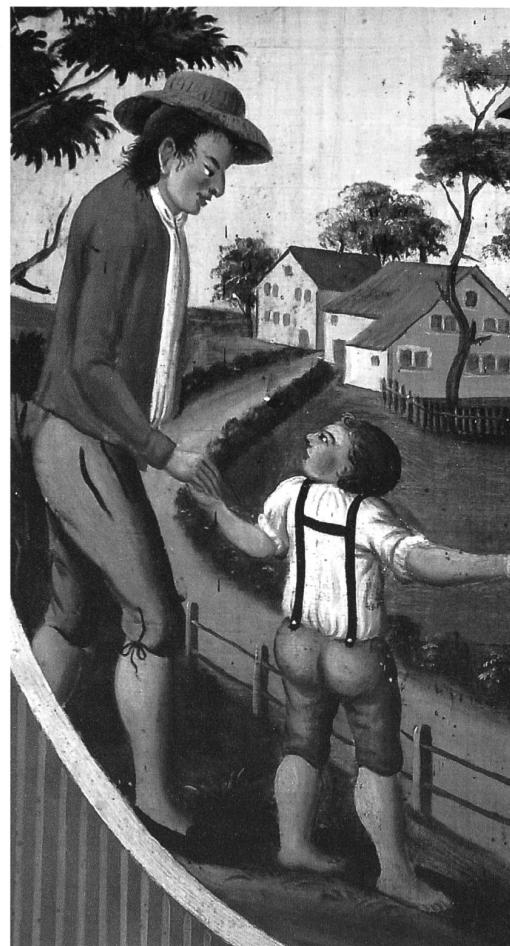
Im Appenzellerland (und im Toggenburg) blühte im 18. und frühen 19. Jahrhundert die ländliche Möbelmalerei und brachte eine eigene Spielart der im ganzen Alpengebiet verbreiteten Möbelmalerei hervor. Die Ausstellung «Sprechende Schränke» versammelt nun ausgesuchte Bilderschränke aus den Jahren zwischen 1815 und 1840, der Spätzeit der Appenzeller Möbelmalerei. In dieser Zeit hatte sich ein gesteigertes Interesse für das darstellende Bild entwickelt. In Türfüllungen (schon im 18. Jahrhundert), in Médailons und Vignetten, auf Kastenkränzen und an Kastenfüßen tauchten gegenständliche Malereien auf, meist kleine, aber eigentliche Bilder in geschlossener Komposition, die gegenüber der früher dominierenden Ornamentik immer mehr Bedeutung gewannen.

Im politischen Wechselbad

Diese Bilder stehen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Es sind bekenntnishaft Bilder, denn ein Kasten war ein Mittel der Selbstdarstellung des Auftraggebers oder der Auftraggeberin (und nicht etwa des Malers, der in den

meisten Fällen anonym blieb). Schränke wurden oft zu Hochzeiten in Auftrag gegeben und auf dem «Brautwagen» öffentlich zur Schau gestellt. Die Wahl der Motive war eine ernste Angelegenheit, denn sie stellte die Verbindung, für die der Kasten stand, unter einen Gedanken, einen Wahlspruch, ein Programm. Hier drückt sich Weltanschauung aus: die Bildwelt als Weltbild. Die Ausstellung dokumentiert die Veränderung der Bildwelten in dieser Zeit, die über die Aneignung höfischer oder religiöser Vorbilder zuletzt zu einer eigenständigen appenzellischen Ikonografie führte.

Die Kästen sind Spiegel ihrer Zeit. In ihren Bildern reflektieren sich zeittypische Themen und gesellschaftliche Veränderungen. Die Epoche ist geprägt vom politischen Wechselbad zwischen (napoleonischer) Revolution und Restauration, vom (zu allen Zeiten wogenden) Hin und Her zwischen Fortschritt und Tradition. Nach der Abschaffung der ständischen Ordnung und mit dem Voranschreiten der Industrialisierung beginnt auch auf dem Land der Aufstieg des Bürgertums (sowie die Herausbildung einer Arbeiterschaft). Bildung und



Erziehung gewinnen einen neuen Stellenwert – und damit wird das Kind zum Gegenstand gesellschaftlichen Interesses (plötzlich kommen Kinder in den Bildern vor). Das kleinbürgerliche Familienidyll wird entdeckt (Biedermeier). Der Bauer sieht sich neuen Gesellschaftsschichten gegenüber und beginnt, die eigene Identität zu behaupten und zu deklarieren – woraus sich zwei, drei Jahrzehnte später die eigentliche «Bauernmalerei», die Sennatumsmalerei, entwickelt. Die bemalten Schränke hingegen entspringen eher einer bürgerlichen, wenn auch ländlich-bürgerlichen, dörflichen Oberschichtkultur, die – und hier mischen sich die Sphären – dennoch meist direkt auf bürgerlicher Herkunft gründet.

Hunger neben Hätscheltieren

Im Überblick über dreissig Jahre zeichnen sich zwei gesellschaftliche Haupttendenzen ab: Säkularisierung und «Realismus». Die Säkularisierung in der Bildwelt zeigt sich ganz einfach am allmählichen Verschwinden religiöser Motive in den Jahren nach 1820 zugunsten von Darstellungen weltlicher Themen. «Realismus» meint die Abwendung von der früher üblichen Idealisierung höfischer Vorbilder (meist «fremder», französischer oder deutscher Herkunft) und die Hinwendung zum Hier und Jetzt, zur eigenen Kultur und Lebenswelt. Die Darstellungen werden appenzellisch (Landschaft, Kleidung, Häuser u.a.), die The-

Spiegel ihrer Zeit: die Abbildungen auf Appenzeller Schränken. Bild: pd



men werden individueller und beziehen sich auf die Wirklichkeit, ja setzen sich gar kritisch mit ihr auseinander, wie etwa der so genannte «Hungerkasten». Dieser stammt aus dem Hungerjahr 1817 und kommentiert mit seinen Bildern und Sprüchen die Ereignisse dieser letzten grossen Hungerkatastrophe im Appenzellerland. Auf dem Kasten finden sich neben Angaben zu den überteuerten Korn- und Brot-preisen (der Auftraggeber des Kastens war ein Müller!) fünf kleine Bilder mit programmati-schen Titeln: Arbeit bringt Gewerb – Gewerb bringt Reichtum – Reichtum bringt Krieg – Krieg zerstört – Krieg macht arm. Hier findet eine Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit statt, doch gibt es auch das Gegenteil: Aus dem selben Hungerjahr 1817 stammt ein weiterer Kasten, dessen Bilder eine heile Kinder-welt mit Hätscheltieren beschwören, in krasser Negation des herrschenden Elends.

Der erwähnte «Hungerkasten» ist übrigens wirklich ein «sprechender Schrank» und erzählt auf Knopfdruck seine Geschichte laut und deutlich selber. Im Grunde genommen sprechen aber alle Schränke für sich, nämlich indem sie Kunstwerke sind und sich einer Bild-sprache und künstlerischer Mittel bedienen. Wenn wir dafür offen sind – fürs Schauen und Sehen – verstehen wir vieles ganz von selbst.

Appenzeller Volkskunde-Museum Stein AR. Bis 24. März. Öffnungszeiten: Di-So, 10-17 Uhr. Mehr Infos: www.avm-stein.ch

SCHAUFENSTER

ÜBERSICHT.

Im Projektraum exex am Oberen Graben 38 in St.Gallen stapeln sich wieder die Dokumentationen. 309 Bewerbungen wurden für das diesjährige Heimspiel eingegeben, der alldrei-jährigen Kunstschau der Ostschweiz, dem Fürstentum Liechtenstein und dem Vorarlberg. Die Jury, Sonja Feldmeier, Karlheinz Pichler und Sarah Zürcher, erkor 47 Arbeiten, die in der Neuen Kunst Halle und dem Kunstmuseum gezeigt werden. Ein Unhold oder eine Unholdin hat auf einem Ausstellungsplakat in der St.Galler Innenstadt mit Filzstift aus Heimspiel Schleimspiel gemacht. Wir laden diese Person gerne zu unserer Nachbarin exex ein,

servieren einen Kaffee und zwingen sie, sich jede einzelne Eingabe anzuschauen. Von A wie Ilse Aberer bis Z wie Theres Züllig. Sie wird schnell merken, dass das keine schleimige Sache ist. Ganz im Gegenteil, würden wir sagen. Falls dieses kleine Attentat aber keine Rache aus Düpiertheit ist, weil die eigene Arbeit nicht ausgewählt wurde, sondern reine Wortspielerei, dann sollte der Schöpfer oder die Schöpferin dieses Werks auch ausgestellt werden. Am besten in der neu zu schaffenden Rubrik «lustiger Vandalismus». [js]

Neue Kunst Halle, Kunstmuseum, Projektraum exex. St.Gallen. Bis 11. Februar. Mehr Infos: www.heimspiel.tv

AUFARBEITUNG.

Der italienische Künstler Mario Merz arbeitete an der Schwelle zwischen Natur und Wissen-schaft. Er arbeitete vielfach mit den einfachen, nicht kunsttypischen Materialien Stein, Blätter, Reisig, Schwefel, Wachs. In den fünfziger Jahren behandelte er die Adern von Blättern mit Farbe, so dass diese wie Landkarten wirkten. Merz gilt durch seine Arbeitsweise als der Mitbegründer der Arte Povera. Er wurde 1925 in Mailand geboren und starb im November 2003 in Turin. Merz übernahm von Leonardo di Pisa die Fibonacci-Zahlenreihe: 0, 1, 1, 2, 3, 5, 8, 13, 21, 34, 55, 89, ... Die Zahlen werden durch die Addition ihrer beiden Vorgänger gebildet. Er setzte die Zahlen oft in strahlende Neonröhren ein, um die unlösbare Verbindung von Wissenschaft und Welt zu beschwören. Ein weiteres Element, mit dem er sich beschäftigte, war das Iglu. In Form von Halbkugeln baute er die Wohnstätten der Eskimos nach. Aus Reisig, Lehm oder Steinen, als glä-sernes Treibhaus, als Wachs- oder Früchtehütte. Merz zeichnete aber auch und nun wird am Kunstmuseum Winterthur zum ersten Mal nach seinem Tod dieser Bereich aufgearbeitet: 250 Werke aus den Jahren 1952 bis 2003. [js]



Kunstmuseum Winterthur. 12. Januar bis 9. April. Öff-nungszeiten: Di 10-20 Uhr, Mi-So 10-17 Uhr. Vernissage: Do. 11. Januar, 18.30 Uhr. Mehr Infos: www.kmw.ch

INTERPRETATION.

Der in Genf und Chicago lebende Künstler Marco Poloni stellt in der Galerie Christian Röllin Fotografien aus. Seine Bilder spielen mit der Wahrnehmung der Wirklichkeit. Er führt den Betrachter auf falsche Fährten. Oder die richtigen. Man weiss es eben nicht und ist den eigenen Empfindungen überlassen. In seiner Arbeit «Shadowing the Invisible Man – Script for a Short Film» ist der Weg eines illegalen Einwanderers von Italien in die Schweiz doku-mentiert. Der Grenzgänger selbst ist auf den Bildern nie zusehen. Nur dessen Hetzerei von Versteck zu Versteck. In einer weiteren Serie fotografiert er in amerikanischen Städten Momente aus dem Leben von Figuren aus dem Topkader. Zusammengestellt zu einer Serie von vierzig Bildern. Oder er macht sich am Drehort von Michelangelo Antonionis Film



«The Passenger» auf Spurensuche. Und wenn man schon mal im Lagerhaus ist, kann man grad noch den ersten Tipp auf dieser Seite anschauen gehen. Oder umgekehrt. [js]

Galerie Christian Röllin. Bis 20. Januar. Öffnungszeiten: Mi-Fr 14-18 Uhr, Sa 11-17 Uhr. Mehr Infos: www.roellinduerr.com

BRÜCKE FÜR DEN KULTURAUSTAUSCH

Kurt Martis Leichenreden auf Albanisch und eine Festschrift zu Ismail Kadares siebzigstem Geburtstag auf Deutsch: Albert Ramaj und sein Albanisches Institut St.Gallen setzen sich für den kulturellen Austausch zwischen Schweizern und Albanern ein.

von Andrea Gerster

Ein Regal mit Büchern und Ordnern, ein aufgeräumter Schreibtisch mit Computer, ein Schrank mit Büchern, eine Polstergruppe mit Salontisch, in einer Ecke der Fernseher. Keine Bilder, keine Fotos. Albert Ramaj ist 1971 in Kosovo geboren und aufgewachsen. Er hat in Zagreb, Graz, Wien und Luzern studiert: Philosophie und katholische Theologie. Eigentlich wollte er Priester werden. «Aber das Zölibat», sagt er lächelnd. Seit 2001 wohnt Albert Ramaj in der Schweiz, nun in St.Gallen an der Hagenbuchstrasse. Seit einem Jahr ist er verheiratet. Seine Frau Kristina Llukes stammt aus derselben Gegend in Kosovo wie er. Auf dem Salontisch hat Albert Ramaj Bücher und Zeitschriften aufgetürmt; mit jeder der Publikationen hat er zu tun, sei es als Herausgeber, Redaktor oder Autor. Es wird drei Stunden beanspruchen, bis Albert Ramaj von seinen Projekten erzählt hat. Am Ende bleiben persönliche Fragen, die den Menschen Albert Ramaj ausmachen, auf der Strecke. Oder vielleicht sind es gerade seine unzähligen Projekte, Publikationen und Kontakte im deutschsprachigen Europa und in Kosovo oder Albanien, die für ihn stehen. Für anderes dürfte er allgemein kaum Zeit haben.

Unermüdlicher Publizist

Die Projekte von Albert Ramaj decken sich mit seinen Interessen, die man auch Leidenschaften nennen könnte: Kosovo, Albanien, Geschichte und Literatur. Bereits im Priesterseminar in Zagreb und Graz war er Redaktor der Zeitschrift Utria. An jeder Uni arbeitete er an Publikationen mit; heute noch steht er mit ehemaligen Professoren und Studienkollegen in Kontakt. Seit 1992 hat er rund 15 Buchprojekte begleitet, redigiert oder geschrieben. Es können auch einige mehr gewesen sein.

Vor vier Jahren gründete Albert Ramaj gemeinsam mit Zef Ahmeti das albanische Institut St.Gallen, das sich als «Brücke für den Kulturaustausch zwischen Albanern und Schweizern» versteht. Das Institut organisiert Lesungen, Konzerte, Kunstausstellungen und andere kulturelle Veranstaltungen. Vor allem

ist es aber um die Herausgabe von Büchern bemüht. Auf Deutsch erschienen ist beispielsweise «Die Albaner in der Republik Makedonien», das Ramaj in Zusammenarbeit mit Thede Kahl und Izer Maksuti herausgegeben hat. Zu Wort kommen darin neben Wissenschaftlern und Politikern auch namhafte Schriftsteller. Zudem hat Ramaj ein wertvolles Archiv mit Material über die Rettung der Juden in Albanien und Kosovo angelegt. Ein weiteres Archiv enthält den Nachlass des albanischen Literaturkritikers Krist Maloki, von welchem Ramaj 2004 auch ein Buch veröffentlicht hat. Weitere Autoren, die das albanische Institut herausgegeben hat, sind Gottfried Schramm, Shefqet Dibrani, Julius Piskp, Gjon Buzuku, Prof. Roland Kley oder Zef Ahmeti selber. «Es gibt so viel zu erzählen», meint Albert Ramaj und holt Luft.

Marti und Kadare

Aufsehen erregt hat das albanische Institut kürzlich mit Ahmetis Übersetzung von Kurt Martis Leichenreden erregt. 500 Exemplare wurden in einer Probeauflage gedruckt. 350 davon werden derzeit in Kosovo verkauft. Albert Ramaj rechnet auf jeden Fall mit dem baldigen Druck einer grösseren Auflage. In Albanien und Kosovo gibt es 2,5 Millionen potenzielle Leserinnen und Leser. Sie mögen Lyrik, erst recht Protestlyrik wie diejenige des Schweizer Schriftstellers und Pfarrers Kurt Marti, weiss Albert Ramaj.

Zurzeit wird an einer Festschrift, an welcher verschiedene Autoren beteiligt sind, zum 70. Geburtstag des bekannten albanischen Autors Ismail Kadare gearbeitet. Albert Ramaj wird in einem Buch von Kadare lobend erwähnt, weil er die Biografie von Mutter Theresa korrekter recherchiert hat als andere. Der preisgekrönte Ismail Kadare soll nun nach St.Gallen eingeladen werden, und Albert Ramaj ist im Gespräch mit Egon Ammann. Der Verleger zeigt Interesse am Buchprojekt. Ein grosser Teil von Ramajs Arbeit ist die Suche nach Verlagen und Finanzierungsmöglichkeiten.



Albert Ramaj (links) im Gespräch mit dem albanischen Dichter Ismail Kadare. Bild:pd

Zeit für Neues

Seine Vorgehensweise bezüglich Übersetzungen ins Albanische bringt Albert Ramaj auf eine einfache Formel: «Ich schaue, was noch fehlt in Albanien, und das mach ich dann.» Dies seien beispielsweise neue Denkansätze, die Aufarbeitung der Geschichte und neue Prosa. Manchmal provoziere er mit seinen Büchern. Die Menschen bräuchten Zeit, um zu akzeptieren. Zeit geworden ist es offensichtlich für die Frauen: Das Albanische Institut will 2007 das Debüt, einen zweisprachigen Lyrikband, der in Deutschland lebenden albanischen Autorin Flora Suldashi fördern.

Albanisches Institut St.Gallen

Das Albanische Institut St.Gallen besteht seit rund vier Jahren und wird von Albert Ramaj und Zef Ahmeti geleitet. Sie werden unterstützt von Ramajs Frau Kristina Llukes, Dr. Hans-Peter von Aarburg, Franklin Munishi, Berlinda Ukaj, Doris Brodbeck und Prof. Dr. Oliver Jenst-Schmitt. Ziele des Instituts sind unter anderem Publikationen von kulturellem und wissenschaftlichem Interesse, Hifestellungen bei Problemen von Albanerinnen und Albanern in der Schweiz und die Beratung zum Thema Integration. Der Verein arbeitet mit wissenschaftlichen und kulturellen Institutionen, Vereinen und Organisationen in der Schweiz zusammen, die albanische Forschung, das gegenseitige Verständnis, die Annäherung sowie den geistigen Austausch zwischen Albanern und Schweizern fördern und unterstützen. Das Institut führt kulturelle Veranstaltungen wie Kunstausstellungen, Konzerte, Lesungen und Feste durch. Es ist politisch und konfessionell unabhängig. Mehr Infos: www.albanisches-institut.ch

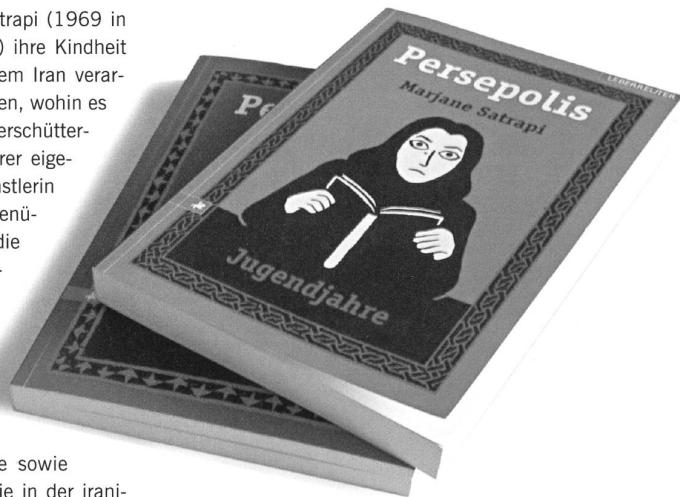
LITERATOUR

mit Florian Vetsch

KOPFTUCH UND FREIHEIT.

In den Iran führen die zwei Comic-Bände «Persepolis», in denen Marjane Satrapi (1969 in Teheran geboren, lebt in Paris) ihre Kindheit und Jugend in Persien bzw. dem Iran verarbeitet, neben den Jahren in Wien, wohin es die 14-Jährige aus dem kriegserschütterten Iran verschlug. Anhand ihrer eigenen Vita unterwandert die Künstlerin Vorurteile, die der Westen gegenüber dem Iran hegt, aber auch die Repressalien, welche das iranische Volk seit der Revolution unter Ayatollah Khomeini zu erdulden hat. «Persepolis» ist zudem ein Kriegsbuch, ein Kommentar zu dem Märtyrer-Mythos, der Kopftuch-Debatte sowie eine Antwort auf die Frage, wie in der iranischen Gesellschaft – trotz allem – Liebe und Freiheit gelebt werden können. Auch jungen Leserinnen und Lesern kann man Marjane Satrapis persönliche und lehrreiche Bild-Erzählung nur empfehlen.

Marjane Satrapi. «Persepolis. Eine Kindheit im Iran», «Persepolis. Jugendjahre». Zürich 2004, 2006.

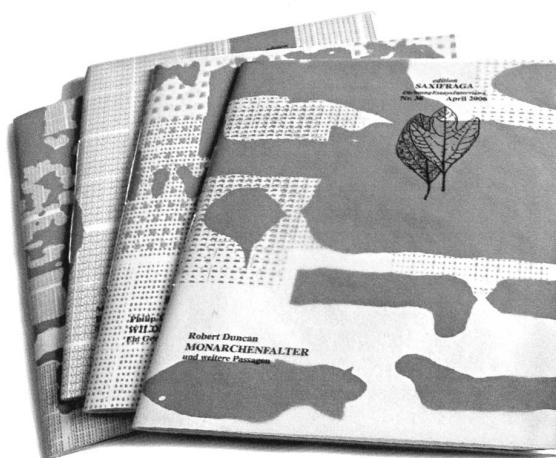
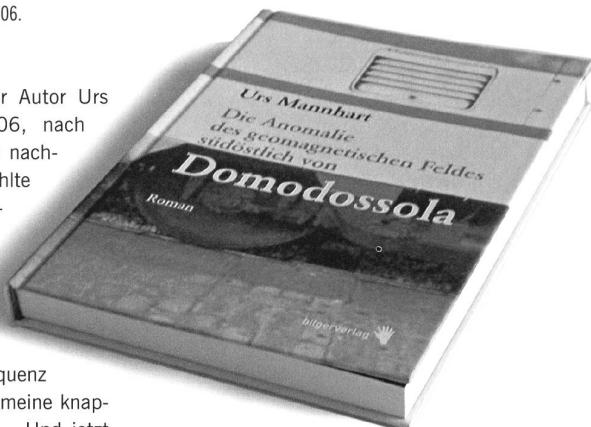


BERN UND DOMODOSSOLA.

Der in Bern lebende Schweizer Autor Urs Mannhart hat im Herbst 2006, nach «Luchs», seinen zweiten Roman nachgelegt: eine sprachgewaltig erzählte Zugfahrgeschichte ein artistischer Hochseilakt: «Die Anomalie des geomagnetischen Feldes südöstlich von Domodossola» (Bilgerverlag, Zürich 2006).

Ein Auszug daraus aus einer Sequenz am Mailänder Bahnhof soll hier meine knappen Buchhinweise beschliessen: «Und jetzt dieser in Domodossola stehen gebliebene Brief, aus dem bis nach Rom ein umfangreiches Liebesschreiben hätte werden können, eine amouröse Bekennerschrift. Kramst sie hervor und schreibst ein paar Zeilen, schreibst Amorimo und dass dies der Name des Aphrodisiakums sein wird, das du bald auf den Markt bringen wirst. Hauptinhaltstoff soll die Hefe sein, ihre Hefe. Wenn du sie schon nicht erreichen kannst, willst du wenigstens im Brief mit ihr reden, in deinem Schreiben die eigene und ihre Stimme hören, auch wenn du dir gegenüber einmal klar gemacht hast, dass eine in einen Umschlag hineingeküsste Umarnung nichts als ein Mittel ist, die Gegenwart zu leugnen, geschrieben im Schlangestehen vor einer Kasse auf Papier, auf dem oben Milch, Brot, Zwiebeln, Parmesan und Bambu stehen. Ein für eine Notnotiz zweckentfremdeter Einkaufszettel.»

Urs Mannhart. Die Anomalie des geomagnetischen Feldes südöstlich von Domodossola. Zürich 2006.



HENDRIX UND SAPPHO.

Jürgen Theobaldy (1944 in Strassburg geboren, lebt in Bern) legt einen neuen Gedichtband vor, und wieder oder noch immer ist es die am Fluss der natürlichen, alltäglichen Rede orientierte und dennoch lyrische Sprache, welche, weder das Unverblümte noch die symbolische Anspielung scheuend, die Leserinnen und Leser von «24 Stunden offen» in Bann schlagen wird. Man liest den Band gleich zwei- oder dreimal. Theobaldy hat ihn Richard Brautigan gewidmet, einerseits explizit, andernteils auch entlang mancher Motive. Nicht selten sind es eine Situation, eine Stimmung, wie sie vielen schon begegnet ist, oder eine Erinnerung, eine Erfahrung, welche viele teilen mögen, aus denen Theobaldy die Verse entstehen lässt; wie im Gedicht, wo einer auf dem Bett liegt und Musik hört. Ein schönes, nostalgisch aufgeladenes Stück, das in der zweiten und dritten Strophe an Hendrix und an Billie Holiday denken lässt. Doch Theobaldys Verse führen an viele Orte. Auch zu Sappho oder Kolumbus.

Jürgen Theobaldy. 24 Stunden offen. Ostheim/Rhön 2006.

POLITIK UND MYSTIK.

In der Edition Saxifraga sind im Altaquito-Verlag die Hefte Nr. 33 bis 36 erschienen: Gedichte von Kenneth Rexroth, Robert Duncan und Michael McClure, Köpfen aus der San Francisco Renaissance, sowie ein Gespräch mit dem US-amerikanischen Surrealisten Philip Lamantia, das David Meltzer 2001 bei City Lights in der Sammlung «San Francisco Beat. Talking with the Poets» herausgegeben hat. Lamantia, selbst mit der San Francisco Renaissance verbunden, äussert sich darin über seine Texte so: «Alle meine Bücher sind Initiationsstufen einer Suche nach Poetik und Spiritualität mit parallelen Wurzeln in revolutionärer politischer Theorie und mystischem Ausdruck – zuerst häretisch, dann mehr und mehr an orthodoxen spirituellen Perspektiven orientiert – zusammengehalten im eruptiven Rebellentum, wie es meine Beat-Periode markierte.» – Es ist das Verdienst der inzwischen auf eine stattliche Anzahl an Heften angewachsenen, von Ingrid und Reinhard Harbaum betreuten Saxifraga-Reihe, immer wieder solche Trouvailles, die einen natürlich sofort zum Original, in diesem Fall zu Lamantias Gedichten, greifen lassen wollen, ausfindig zu machen; so schlägt die Reihe Brücken und arbeitet – mit interessanten Nebenlichtern – in grosser Konsequenz primär den West Coast Beat für den deutschen Sprachraum auf. Die schönen Copy-Art-Hefte sind überdem so preisfeil gehalten, dass jeder sie sich leisten kann.

Robert Duncan. Monarchenfalter und weitere Passagen.

Philip Lamantia. Wildnis, Heilige Wildnis. Ein Gespräch.

Michael McClure. Bronzeglocke & Persimone. Siebzehn Dharma Gedichte.

Kenneth Rexroth. Lyell's Hypothese & andere Gedichte. Alle Göttingen 2006.



DEM BAGGER AUF DER SPUR

Vier Jahre lang filmte Jan Buchholz St.Galler Abbruchobjekte. Entstanden ist ein städtebauliches Porträt.

von Johannes Stieger

Abreissen ist nicht a priori Teufels Werk. In St.Gallen wurde in den letzten Jahren aber zu viel Geschirr verschlagen. Bauten mit Ausstrahlung oder günstigen Wohnungen fielen grossspurigen Überbauungen zum Opfer. Neustes Ziel der Abbruch-Kritik ist das Überbauungsprojekt auf dem Güterbahnhof-Areal. Das Referendum liegt zum Unterzeichnen bereit. Da sind auch die Evergreens städtebaulicher Auseinandersetzung: das von der Raiffeisenbank überbaute Bleicheli-Quartier. Dann das Haus an der St.Leonhardstrasse 74/75 und der gescheckte Nachfolge-Neubau, der mit Hohn und Spott überzogen worden ist. Besorgt wird auf Kriemlers Kongresszentrum an der Wassergasse gewartet. Der Manor auf der Webersbleiche füllt die schöne Lücke schon wieder aus. Die Häuser zwischen Rosengartenstrasse und Bahngleisen haben viele schon lange abgeschrieben, und wenn es nach Plan läuft, wird das Haus am Oberen Graben, in dem sich Exex und Saiten-Büro befinden, im Frühjahr 2008 geschleift. St.Gallen baggert sich an einen Stadtbummel heran.

Hartnäckige Ruhe

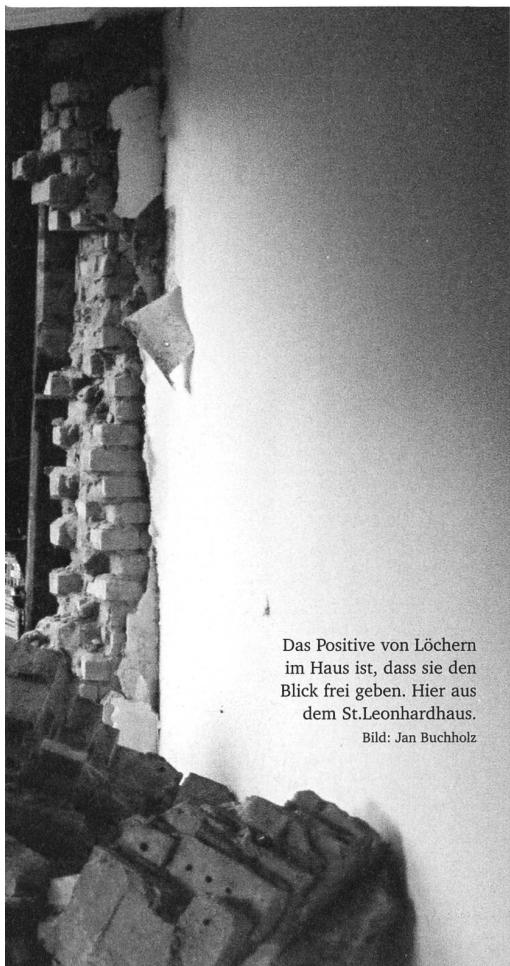
Froh um eine preiswerte Wohnung ist auch der St.Galler Jan Buchholz. Er arbeitet vierzig Pro-

zent bei der Post. Den Rest der Zeit verbringt der Bärtige mit der wilden Frisur mit Malen, Fotografieren und Filmen. Verwegen sieht der 25-Jährige aus, wenn er mit Wolljacke und Kameratasche durch die Stadt tigert. Seit vier Jahren ist er mit der Kamera auf St.Gallens Baustellen unterwegs und dokumentiert den Auf- und Abbruch in der kleinen Stadt, die auf der Suche nach ihrer städtebaulichen Identität ist. Mittlerweile hat er die vielen Filmstunden zusammen mit seinem Freund und Polit-Aktivist Thomas Koller zu einem abendfüllenden Dokumentarfilm zusammengestellt. Der Film beginnt mit einer Buchholz eigenen Gemütlichkeit. Die Kamera ist auf eine Scheiterbeige gerichtet. Und dann ist auch schon das erste bekannte Gesicht aus der Szene zu sehen. Wolfgang Steiger wühlt in einer Kartonschachtel, sortiert Dokumente und führt mit einem kurzen Plädoyer für eine lebendige Stadt in den Film ein, und schon sitzen wir im Regionalzug und fahren von elektronischer Musik begleitet in die Stadt. Buchholz hat es nicht eilig. Wer vier Jahre an einem Film herumdenkt und sich Zeit lässt, bis er alles beisammen hat, lässt sich sein Projekt nicht von einem zeitgemäss hektischen Filmschnitt verhunzen. Die Zugfahrt dauert lange. Die hartnäckige Ruhe zieht sich durch den ganzen Film. Der Film beginnt beim emotionalsten Objekt der letzten Jahre. Das Haus an der Leonhardstrasse 74/75. Dort, wo nebst Velflicki auch das Rümpeltum zuhause war. 2002 wurde das Haus zugunsten des Verwal-

tungsgerichtes abgerissen. Dieses zog aber nie ein. An dieser Stelle des Films könnte ein romantisierendes Porträt des Hauses folgen. Da Buchholz aber immer nur am Sterbebett der Abrissobjekte steht, kommt es nicht dazu. Verklärende Elemente lässt er weg. Er richtet die Kamera auf Haus und Mensch. Martin Gschwend, Jule und Martin Amstutz lassen die Zeit Revue passieren. Buchholz lässt sie ausreden. Und wenn er die Bagger fokussiert, wundert man sich, dass es noch gar nicht lange her ist, seit das Haus nicht mehr steht. Die Diskrepanz zwischen den Abbruchbildern und den zeitgenössischen Bauten verwundern. Eine Perspektive, die man sich kaum mehr gewohnt ist. Alt neben Neu erzeugt Spannung. Kein Wunder schwärmen alle vom Charme einer Lokremise, wenn rundum neu gebaut wird.

Wirtschaft überall

Er sei fasziniert von Veränderung, sagt Buchholz. Er hält mit seiner Kamera lange auf die Baumaschinen, wenn sie mit einer Seelenruhe an den Mauern reißen oder mit einem Balken zwischen den Baggerkrallen wie mit einem Zahnstocher im Dachstock stochern, bis dieser in sich zusammensackt. Oder wenn die Schaufeln Backsteine von der Frohegg wegkratzen. Und schon sind wir bei einer weiteren Station angelangt. Vom Leonhardshaus über das Rümpeltum ins Bleicheli, dort, wo früher die Frohegg stand und sich die Raiffeisen breit gemacht hat. Buchholz be-



Das Positive von Löchern im Haus ist, dass sie den Blick frei geben. Hier aus dem St. Leonhardhaus.

Bild: Jan Buchholz

KLAPPE



LAYER CAKE.

Der namelose «Held» ist ein gepflegter Drogendealer, der mit Kokain und Ecstasy ein beachtliches Vermögen angehäuft hat. Bei seinen Geschäften hat er sich nie wirklich Hände schmutzig gemacht, jetzt denkt er an den verdienten Ruhestand. Doch der Unterweltboss Jimmy Price fordert zwei letzte Gefallen: Zuerst muss die verschwundene Tochter eines Ganoven gefunden und ein grosser Deal mit



MARY.

Ein fiktiver Jesus-Film verändert das Leben der Beteiligten. Als der Film abgedreht ist, weigert sich die Darstellerin der Maria Magdalena, nach New York zurückzukehren, sondern reist auf den Spuren ihrer Filmfigur nach Jerusalem. Ein Jahr später lädt der bekannte TV-Moderator Theodore Younger, dessen Frau Elizabeth hochschwanger ist, den Regisseur des skandalumwobenen Films in seine Talk-Show ein. Je mehr sich Younger mit dem

Ecstasypillen abgewickelt werden. «Lock, Stock and Smoking Barrel»- und «Snatch»-Produzent Matthew Vaughn liefert mit «Layer Cake» sein exzellentes Regie-Debüt ab, das sich nahtlos in die Serie hochkarätiger Brit-Thriller wie «The Limey» und «Sexy Beast» einreicht. Die sehr stilisierte und unterkühlte Grundstimmung bietet eine hervorragende Vorlage für den charismatischen Hauptdarsteller und neuen Bonddarsteller Daniel Craig, der als wortkarger Drogendealer optisch ein klein wenig vom legendären Steve McQueen hat. «Layer Cake» ist ein glänzend besetzter und wendungsreicher Gangsterfilm, mit stimmungsvollen Aufnahmen von London, tolle Überblendungen, spannenden Kameraeinstellungen und einem mutigen Ende. Ein Pflichtfilm für die Fans des britischen Kinos und alle Cineasten. **[sm]**

Thema Jesus Christus auseinandersetzt, desto stärker manövriert er sich in eine moralische Zwickmühle. Abel Ferrara hat mit «Bad Lieutenant» einen der beeindruckendsten Filme zu den Themen Glauben und Erlösung, Verfehlung und Vergebung gemacht. Wie ein einziger grosser, wüster Drogenrausch mutet sein neuer Film an, wenn in Jerusalem Bomben die Sabbat-Stille zerreißen, Babys in Brutkästen zappeln, Marie mit verklärtem Gesicht vor der Klagemauer steht oder Younger rücksichtslos seine im achten Monat schwangere Frau betrügt. «Mary» formuliert kein explizit religiöses Statement, sondern setzt sich ernsthaft mit existenziellen Fragen auseinander. Dabei schafft Abel Ferrara eine fast magische Atmosphäre, die auf einen Sinn hinter den Bildern verweist. Am Filmfestival von Venedig erhielt der Ferrara dafür den «Silbernen Löwen» für die beste Regie - zu Recht. **[sm]**

Beide Filme laufen im Januar im **Kinok St.Gallen**. Genaue Spieldaten siehe Kalender.



BLACK-BOX VIDEOPROJEKT.

Das Schauwerk von René Schmalz geniesst Gastrecht in der Kantonsbibliothek in Trogen. Hier archiviert er unter anderem persönliche Dokumentationsmappen von Künstlern wie Roman Signer, Daniele Buetti oder Pascal Grau, Skuriles wie den Stoffbär von Chantal Michel oder eine grosse Anzahl an Filmkassetten. Ab Januar ist das Schauwerk nun im

Kinok zu Gast. Während rund fünf Monaten zeigen zwölf Künstlerinnen und Künstler vor dem Hauptfilm je ein Selbstporträt auf Video. «Black-Box» heisst das Projekt. «Wie wenn das Auge durch eine schmale Öffnung in eine Box sieht, in der der Künstler mit seiner Identität spielt», erklärt Schmalz. – Der Zyklus wird am 13. Januar mit einer «Eröffnungsaktion» gestartet, an der die Künstlerinnen und Künstler Andy Guhl, Muda Mattis, Christoph Rüttimann, Max Bottini, René Schmalz, Michaela Stuhlmann, Mayo Bucher, Manon und Yan Duyvendak teilnehmen. Sie unterhalten sich mit dem Kunsthistoriker Johannes Lothar Schröder über Aktion, Abbild, Archivierung und Wiedergabe. Andy Guhl wird zudem mit Klängen auf Licht und Schatten reagieren. Max Bottini zeigt eine Kochaktion. **[sab]**

Kinok St.Gallen. Eröffnungsaktion des Videoprojekts «Black-Box». 13. Januar, 20 Uhr.



Bis zur Premiere muss sich die Gruppe schon noch in den Hintern kneifen.

Bild: Florian Bachmann

SAMMELBECKEN FÜR VERLORENE SEELEN

Der Theaterverein «Kleine Komödie St.Gallen» hat für ihr neustes Stück den Regisseur Philipp Stengele engagiert. Das Mitglied von 400asa inszeniert mit der Gruppe ein Stück über einen sterbenden Verein. Premiere ist in der Silvesternacht in der Kellerbühne. von Melissa Müller

Die Schauspielerinnen und Schauspieler proben im St.Galler Primarschulhaus Heimat gerade ohne ihren Regisseur. Philipp Stengele ist oft gleichzeitig an mehreren Projekten beteiligt. Fürs Telefon-Interview ruft er aus Slowenien an.

Saiten: Sie sind Exil-St.Galler und leben mit Ihrer Familie in Norwegen. Zurzeit sind Sie in Slowenien. Was machen Sie da?

Stengele: Ich bau in der Stadt Maribor ein Bühnenbild für das Theaterstück «Der Bus» von Lukas Bärfuss. Ich hält es fast nicht aus. Es ist schon die vierte Woche fort von zuhause. Mein Sohn ist jetzt eineinhalb Jahre alt, er macht jeden Tag Fortschritte. Er beginnt zu reden. Ich will daran teilhaben und bei ihm in Oslo sein.

Sie haben in diversen Spielfilmen und Theaterprojekten gespielt und sind Mitbegründer der Theatergruppe 400asa. Was bringt Sie dazu, in der Kellerbühne ein Laienstück aufzuführen?

Der Präsident der «Kleinen Komödie», Michael Schläpfer, ist ein guter Freund von mir. In der Primarschule waren wir unzertrennlich. Dann ging er in die Kanti, während ich eine KV-Stifti bei der St.Galler Stadtverwaltung machte. Aber ich wollte nie im Büro dahinvegetieren, hab den Job später an den Nagel gehängt und die Schauspielschule besucht. Als Regisseur habe ich der «Kleinen Komödie» nur unter der Bedingung zugesagt, dass wir keinen Schwank aufführen. Wir verzichten auf ein vorgefertigtes Stück. Das Drehbuch habe ich selber geschrieben. Wir begeben uns zusammen auf eine Reise. Wir wollen ein Publikum erreichen, und zwar über den für Laientheater typischen «Grosi-Effekt» hinaus.

Ihr Stück handelt von einem Verein. Warum haben Sie dieses Thema ausgesucht?

Vereine sind Sammelbecken für verlorene Seelen. Bist du alleine, besuch Vereine! Unser Stück «Requiem für einen Verein» handelt von einer Versammlung, die den Bach runtergeht.

Philipp Stengele, 1969, ist in St.Gallen aufgewachsen. Nach einer Lehre in der Stadtverwaltung bildete er sich an der Schauspielakademie Zürich zum Schauspieler aus. Heute ist er Mitglied der Gruppe «400asa». Diese wurde 1998 von Samuel Schwarz und Udo Israel gegründet und galt schnell als Inbegriff für angriffiges Schweizer Theater. Stengele arbeitet heute als Schauspieler, Regisseur und Autor. Engagements führten ihn u.a. ans Deutsche Schauspielhaus Hamburg, Schauspielhaus Zürich, Theater Basel, Schauspielhaus Bochum und ans Münchner Volkstheater. Neben seiner Theaterarbeit wirkt er in verschiedenen Hörspiel- und Filmproduktionen mit. In der St.Galler «Wilhelm Tell»-Inszenierung von Samuel Schwarz spielte er einen der durchgeknallten Soldaten. Er lebt mit seiner Partnerin und dem eineinhalbjährigen Sohn in Zürich und in Oslo.

Der Laientheaterverein «Kleine Komödie St.Gallen» besteht seit 1977. Er zählt heute rund achtzig Mitglieder. Lehrer, Studentinnen, Programmierer, Videoexperten, Arzthelferinnen treffen sich regelmässig zu Theaterproben im St.Galler Primarschulhaus Heimat. Und alle zwei Jahre im Januar zeigt der Verein ein Stück in der Kellerbühne St.Gallen. Premiere ist jeweils in der Silvesternacht. An der aktuellen Produktion «Die Versammlung - Requiem für einen Verein» sind Regula Baumann, Pia Maria Eberle, Georg Frei, Silvia Gemmerli, Karl Göttelbott, Michael Schläpfer (der Präsident des Vereins), Reto Wiedenkeller und Andreas Wendel beteiligt. Mehr Infos: mischlaepfer@hispeed.ch

Keiner will sich einsetzen, alle drücken sich davor, zum Beispiel das Ämtli des Kassiers zu übernehmen. Jeder hat ein Profitinteresse und will die Situation zu seinem Vorteil ausnutzen. Die Zitrone muss ausgepresst werden – bis zum bitteren Ende.

Waren Sie selber schon Vereinsmitglied?

Natürlich, in der Pfadi oder im Volleyballclub zum Beispiel. Theoretisch könnten wir beide jetzt, obwohl wir uns nicht kennen, einen Verein gründen: den Telefonverein St.Gallen-Slowenien. Mit dem einzigen Ziel, ein bisschen zu plaudern.

Wo liegt der Unterschied zwischen der Arbeit mit Profi-Schauspielern und derjenigen mit Laien?

Schauspieler können vielleicht besser fokusieren und den Alltag bei den Proben ausblenden. Mit der «Kleinen Komödie» feile ich im Moment noch daran, dass Statements und Situationen gut rüber kommen und nahtlos ineinander fliessen. Bis zur Premiere müssen sie sich schon noch in den Hintern kneifen.

Sie haben in Samuel Schwarz' «Wilhelm Tell» mitgespielt. Wie mir ein Schauspieler des Ensembles erzählt hat, sind Sie am Theater St.Gallen immer wieder angeeckt.

Wirklich? Vielleicht liegt daran, dass ich mir eine Stadttheaterkarriere nie vorstellen konnte. Ich arbeite lieber im Kollektiv als mit hierarchischen Strukturen. Bei 400asa bin ich – je nach dem, wie sich die Gruppendynamik entwickelt – entweder Schauspieler, Regisseur, Techniker, Autor, Lichtdesigner oder Bühnenbildner. Vielleicht empfindet man mich deshalb mancherorts als Exoten.

THEATERLAND



MOLNARS LILION.

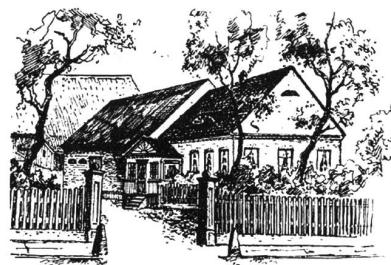
Der scheidende St.Galler Schauspieldirektor Josef E. Köpplinger inszeniert im Januar noch einmal selbst: «Lilion» von Ferenc Molnár. Der ungarische Dramatiker heimste schon nach der deutschen Premiere dieses Stücks im Jahr 1913 hymnische Kritiken ein. In der Folge wurde es von Berlin über Amsterdam und von London bis New York gespielt. Bis heute gehört der Lilion zu den Paraderollen für deutsche Schauspieler. Lilion, Ausrüfer im Budapester Vergnügungspark, verliebt sich in das Dienstmädchen Julie. Frau Muskát, Karussellbesitzerin und eifersüchtig auf das Liebespaar, entlässt Lilion. Einmal ohne Arbeit, findet der inzwischen mit Julie verheiratete Lilion nicht mehr zurück in die Welt von Redlichkeit und Verdienst. Lilion schlägt seine schwangere Frau, trinkt und raubt. Nach seinem Selbstmord und 16 Jahren Busse im Fegefeuer kehrt Lilion für einen Tag auf die Erde zurück, um seiner Tochter etwas Gutes zu tun. Doch das Karussell des Lebens dreht sich unaufhörlich weiter, und die Welt bleibt am Ende, wie sie ist. (kh)

Theater St.Gallen. 13. Januar bis 11. April. Mo-Sa, 19:30h. So, 14:30h und 19:30h. Mehr Infos: www.theaterstgallen.ch

DER WAHRE WILHELM TELL.

Der St.Galler Verein Valida bietet Menschen mit einer Behinderung neben Arbeits- und Wohnplätzen auch verschiedene Freizeitaktivitäten an. Zum Beispiel eine Theatergruppe, die mit ihren schön schrägen Produktionen in den letzten Jahren immer wieder Aufsehen erregt hat. Dieses Jahr zeigt die Gruppe unter der Leitung von Regisseur Boris Knorpp das Stück «Mitternacht beim Teildenkmal» und kündigt es frech als die «einzig wahre Geschichte von Wilhelm Tell» an. Die Figuren aus Friedrich Schillers «Wilhelm Tell» treffen sich in diesem Stück jeden Abend mitten in Altdorf und proben unermüdlich den Apfelschuss. Nach Samuel Schwarz' umstrittener Inszenierung am Theater St.Gallen zeigen die behinderten Schauspielerinnen und Schauspieler der Valida also auch keine klassische «Tell»-Aufführung. Gemäss Flyer soll sie mehr an Max Frisch denn an Schiller erinnern. (sub)

Evangelisches Kirchgemeindehaus Lachen St.Gallen. Freitag, 5., und Samstag, 6. Januar, 20 Uhr. **Fachhochschule Rorschach.** Mittwoch, 10. Januar, 20 Uhr.



TSCHECHOWS ONKEL WANJA.

Auch Jordi Vilardaga, künstlerischer Leiter und Direktor des Theaters Kanton Zürich, wagt sich im Januar an einen Klassiker. Er inszeniert «Onkel Wanja» von Anton Tschechow (geboren 1860): Szenen aus dem Landleben eines russischen Kleinbürgers. Tschechow, russischer Schriftsteller, Novellist und Dramatiker verstand es, eine tragikomische Sicht auf die Banalität des russischen Provinzlebens zu werfen. Wanja hat ein ganzes Leben auf dem Familiengut geschuftet. Durch die Ankunft des Kunstprofessors und dessen Frau Jelena wird ein Durcheinander auf dem Gut heraufbeschworen – Eifersucht und Verwirrungen fol-

gen. Das Stück findet seinen Höhepunkt, als der Professor den Verkauf des Anwesens bekannt macht. Wanja droht der Verlust seiner Existenzgrundlage, und er stellt fest, dass er sein Leben für einen Menschen geopfert hat, der es nicht wert war. (kh)

Theater Kanton Zürich. Fr 19., Sa 20., Mi 24., Do 25. Januar, jeweils 20 Uhr. So 21., 19 Uhr. Mehr Infos: www.theaterkantonzuerich.ch

KÜHLE LIEBE

Anfang Februar sind Nordländer in der Stadt. Musiker aus Dänemark, Schweden, Grönland und den Färöern spielen am ersten Nordklang-Festival St.Gallen. Mitorganisator Felix van den Berg redet über seine Leidenschaft. von Barnaby Skinner



Der Holländer Felix van den Berg steht nicht gern im Mittelpunkt. Er betont, dass er nur einer von vielen Freiwilligen sei, die das kommende Nordklang-Festival ermöglichen. Dahinter stehen der zwölfköpfige Verein Nordklang und «The Danish Rock Council» Rosa. Etwas aber kann Van den Berg nicht ändern. Er knüpfte zusammen mit seinem Freund Roger Rey den Kulturkontakt zwischen St.Gallen und den Färöer. In gut zwei Jahren sind die musikalischen Beziehungen zwischen St.Gallen und den «Schafinseln» immer intensiver geworden, angetrieben von der ansteckenden Begeisterung des Holländers für nordische Musik.

Van den Berg tritt an einem dunklen Winterabend ins St.Galler Lokal Splügenecke. Nach einem festem Händedruck schiebt er sich auf den Holzstuhl. Er sieht jünger aus als 53. Seine Wangen sind gesund gerötet, und er trägt die kurzen blonden Haare zurückgekämmt. Er bestellt sich eine Stange und schiebt den Aschenbecher von sich.



Saiten: Darf ich rauchen?

Van den Berg: Natürlich. Ich habe damit aufgehört. Früher rauchte ich bis zu drei Päckchen am Tag. Am Ende ohne Spass und nur noch wegen der Sucht.

Jetzt haben Sie eine andere Sucht, die Färöer.

Es ist eine Liebe zur Musik und zu den Färöern, keine Sucht.

Was zieht Sie am Norden an?

Waren Sie schon mal auf den Färöern?

Nein. Die schottische Insel Islay hab ich mal besucht. Vielleicht sind Landschaft und das Leben dort vergleichbar mit den Färöer.

Ganz bestimmt. Alles ist sehr grün, überschaubar, karg, mit unglaublich unterschiedlichen Lichtverhältnissen morgens und abends. Es gibt drei Arten von Reaktionen, wenn man die Färöer besucht. Entweder will man sie so schnell wie möglich wieder verlassen. Oder man sagt sich, gut, habe ich es gesehen, ich brauche nicht wiederzukommen. Oder, und das war meine Reaktion, man verliebt sich in die Inseln und muss sie immer wieder besuchen.

Wie oft waren Sie dort?

Vier Mal. Aber ich hoffe, es folgen noch viele Besuche.

Warum?

Man wird in der kargen Landschaft auf diesen kleinen Inseln zu sich selbst zurückgeworfen. Man findet eine Ruhe, wie ich sie sonst nie erlebt habe. Dort wohnen könnte ich nicht, dazu bin ich zu gerne um Menschen herum. Aber als Tourist werde ich die Färöer immer wieder besuchen. Sie wissen vielleicht, was ich meine, da Sie schon auf Islay waren. Dieses

Gefühl, dass sich der Rest der Welt in einem anderen Universum befindet, erlebt man nur auf Inseln in der nördlichsten Hemisphäre.

Van den Berg wendet sich dem Personal der Splügenecke zu. Seine dänischen Partner der Organisation Rosa wollen noch vor Weihnachten die Konzertsäle begutachten, in denen die nordischen Bands auftreten. Auch in der Splügenecke sollen Konzerte stattfinden. Van den Berg vereinbart einen Besichtigungstermin und wendet sich wieder dem Gespräch zu.

Was fasziniert Sie an der färingsischen Musik?

Sie ist vielfältig. Dort geht man an ein Konzert und sieht eine Metal-Band, dann eine Punk-Band und am Ende treten Folkmusiker auf. Und meistens spielen die gleichen Musiker in mehreren Bands. Was mich besonders beeindruckt, ist der selbstverständliche Umgang junger Musiker mit ihrer traditionellen Volksmusik.

Der Umgang ist anders als in der Schweiz?

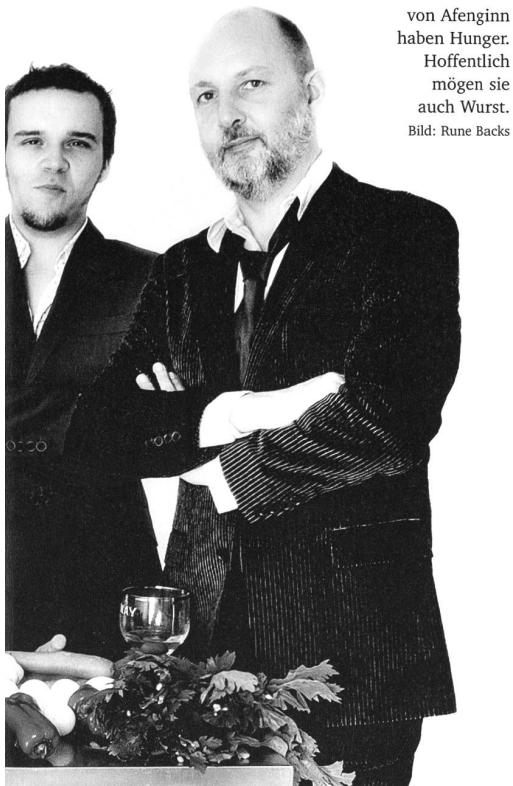
Hier sieht man keine Band, die das Jodeln in einen Pop-Song einbindet. Ich sage nicht, dass das eine gute Idee wäre. Aber Bands von den Färöern haben einen offeneren Zugang zu ihrer Volksmusik und gute Ideen, sie in ihren Songs zu verstricken.

Warum braucht St.Gallen dieses Festival?

Es ist schöne Musik. Neben bekannten Künstlern wie Björk oder Kashmir gibt es noch so viele andere Bands aus dem Norden zu entdecken.

Welche denn?

Die Punk-Band 200 oder die Rock-Band Déja Vu zum Beispiel. Oder Kristian Blak oder Teitur. Ich könnte endlos fortfahren.



Die Musiker von Afenginn haben Hunger. Hoffentlich mögen sie auch Wurst. Bild: Rune Backs

FORWARD



PARTYRUSSEN.

Wenn schon der Tilsiter aus Russland importiert wird (siehe Seite 26 in diesem Heft), dann liegt es auf der Hand, dass auch Russenpartymusik und Russenpartykäse. Apparatschiks kommen von einer kleinen Insel namens Machorka-Tabakistan. Die heisst gleich wie ein starker, russischer Tabak. Das sagen auf alle Fälle Oljég Matrosov, Juri Bajan, Viktor Skalá und Desto Trotzki. Natürlich ist die Insel so falsch wie die Namen. Bei solchen Fantasiestädtchen und einer Fantasieinsel kann die Band ja nur aus einem Ort kommen: Berlin. Seit 1988 mischen die vier mit Akkordeon, Balalaika, Kontrabass-Balalaika und Schlagzeug die Partyszene auf. Still sitzt bei dieser Musik niemand. Schön zu sehen auf der website www.apparatschiknet.de. Dort verehrt die Band ihre Fans und sich selbst. Bei den Frauen scheinen sie auch gut anzukommen. Eine Rubrik auf der Seite heisst – die vier weisen machoide Gedanken aber weit von sich – «apparat chicks». [js]

Werkstatt Chur. Donnerstag, 11. Januar. Mehr Infos: www.werkstattchur.ch **Kraftfeld Winterthur.** Freitag, 12. Januar. Mehr Infos: www.kraftfeld.ch

PARTYRAPPER.

Von der alten Deutschen Rapper-Gilde scheint nicht mehr viel übrig zu sein. Die ach so krasse und auf Genitalien setzenden Rapper von Aggro Berlin haben sich mit Pornografie die Stereoanlagen und iPods der Jugend unter den Nagel gerissen. So reimt Vorzeigearrger Sido: «Ich trag im Club meine Maske keine Krone / Frauen mit süßen Titten bedienen oben ohne / Ich bin auf Koks von der Nase bis ins Bein / Doch glaub mir mein Freund da passt noch mehr rein.» Zugegeben, sie machen es einem einfach, die krassblöden Macker. Stellt man Dendemann daneben, wird die Klasse des Hamburgers deutlich. Er über Sex: «Wann hast du zum ersten Mal n'Faible gehabt / für den coolsten Kerl oder das tollste Mädel der Stadt? / Wann hast du zum ersten Mal richtig geknuscht / und hätt's danach am liebsten gar nicht mehr geduscht?» Dendemann liebt die Sprache und was er in den Neunziger mit seinem damaligen Projekt Eins Zwo auftischte war voll Witz und Wahrheit. Auf seiner neuesten Soloplatte «Die Pfütze des Eisberges» kommt als erstes der Track «Check mal die Rhetorik». Da sollten die Aggroberliner genau hin hören: «Doch viele Faker begreifen es erst jetzt / Wenn ihr schon in der Heia seid schleif ich noch am Text / Zerrrippe das Mic im Eifer des Gefechts / Wenn ich anfang zu spitten wird der Cypher hier zerflext / Ich fronte nicht aber nein niemals ich / Check mal die Rhetorik ab ich schreib wie mans spricht.» [js]

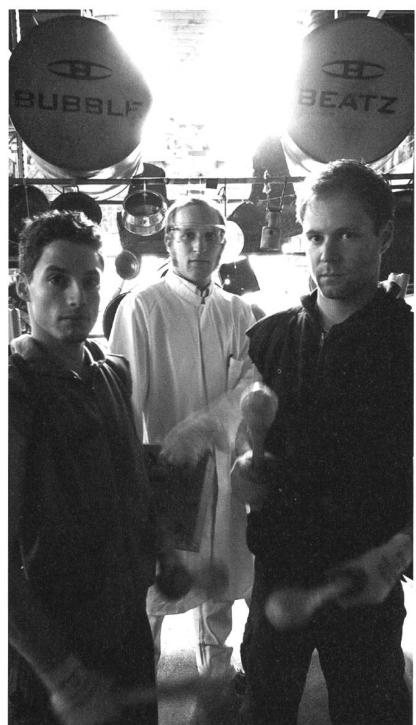
Kulturladen Konstanz. Donnerstag, 25. Januar. Mehr Infos: www.kulturladen.ch

REWIND

TECHNOPARTY.

Bubble Beatz sind eine technoidie Institution in St.Gallen und ihre Gage entspricht mittlerweile dem, was Musik Wert ist. Nun ja. Das kann sich hier einfach kaum ein Veranstalter leisten. Darum musste man in diesem Jahr an die Poolbar fahren. Zum Beispiel. Oder aber man ging am Jahreswechsel auf 2007 ins Kugl. Wer auf männlichmuskulöse Baustellenästhetik auch zuhause nicht verzichten kann, dem wird geholfen. Bubble Beatz gab bereits im Juni 2006 eine DVD mit Livemitschnitten und Bonusmaterial heraus. Darauf sind auch die obligaten Wackelvideoaufnahmen vom Tourleben zu sehen: Autofahrten, schlafende Bandmitglieder und unlustige Witze. Diese DVD ist schon seit Juni 2006 draussen und in dem Sinn nicht mehr ganz taufrisch, aber der Schweiss der Schlagzeuger ist noch nicht verdampft und sie hauen wie gehabt auf die Fässer und schreien in die Halle. Also. Wer zu Weihnachten nichts oder nur Falsches bekam, kann sich hiermit selbst beschaffen. [js]

DVD. Kann über die website www.bubblebeatz.ch bestellt werden.





**SKM Studienzentrum
Kulturmanagement
Universität Basel**

Wo Management wirkt — und Kultur Kultur bleibt.

- Masterprogramm Kulturmanagement / MAS UniBS
- Weiterbildung in Kultur- und Stiftungsmanagement
- Beratung und Unterstützung kultureller Institutionen

Informationsveranstaltung Masterprogramm Kulturmanagement

Studiengang 2007-2009: Beginn Oktober 2007

Donnerstag, 18. Januar 2007, 18.30 bis ca. 20 Uhr

Die Studienleitung informiert über das berufsbegleitende Weiterbildungsangebot: Ziele, Studieninhalte, Dozierende, Methoden, Zulassung, Arbeitsaufwand, Zertifizierung usw. Anmeldung nicht erforderlich.

SKM, Rheinsprung 9, 4051 Basel, T 061 267 34 74
www.kulturmanagement.org



Metzgergass 26
9000 St.Gallen



Musikakademie St. Gallen

Kirchenmusik Klassik Jazz

klubschule

MIGROS

Geben Sie den Ton an: Jazzschule St. Gallen.

Lehrdiplom Jazz Vollzeitstudium

Musikalische Grundschule Berufsbegleitende Ausbildung

Musikpädagogik Berufsbegleitende Ausbildung

Nachdiplomstudium Keyboard Berufsbegleitende Ausbildung

Vorbereitung zum Lehrdiplom Jazz und zur Musikalischen Grundschule Vorkurse

Informationsveranstaltungen: Januar, Februar, März

Anmeldeschluss: April - Aufnahmeprüfungen: Juni - Studiumsbeginn: August

Weitere Ausbildungen der Musikakademie St. Gallen:

Kirchenmusik C- und B-Diplom (Orgel/Chorleitung/populäre Musik)

Beratung und Anmeldung

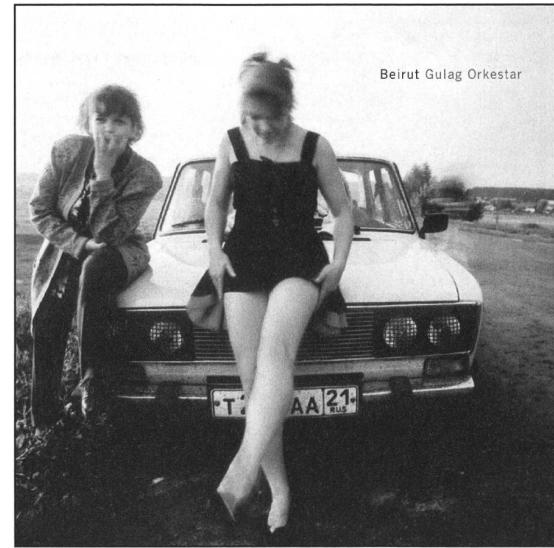
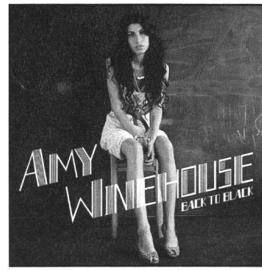
Musik & Kultur Klubschule Migros

Bahnhofplatz 2, 9001 St. Gallen

Tel. 071 228 16 00, Fax 071 228 16 01

musik.kultur@gmos.ch

www.musikakademie.ch



JOANNA NEWSOM. Ein kleiner Nachtrag zum Jahrespodest: diese Zeilen. Was ist nicht alles geschrieben worden über die neuen Hippie-Kinder aus New York und San Francisco? Über den wunderlichen Devendra Banhart, die genial jenseitig musizierenden CocoRosie. Über Bands wie das Duo Brightblack Morning Light, Cibelle sowie die im Palace aufgetretenen Espers und Grizzly Bear, die dazugehören. Dazugehören? Das will ausgerechnet Joanna Newsom nicht. Für sie sei das gar keine Szene, ob sie nun von den Musikblättern Anti Folk, New Folk, Weird Folk, Freak Folk oder Neo Hippie Music genannt würde. Dieses Abschotten von «einer reinen Konstruktion der Medien» kann sich die zierliche Sängerin leisten. Ihre zweite Platte «Ys» (RecRec) steht im Kontext dieses Neofolkrevivals allein und einzigartig da. Sang die kalifornische Harfenistin mit ihrer quirlig-kindlichen Stimme auf ihrem Debüt noch bukolisch-verträumte Folksongs, geht sie auf den fünf neuen Songs noch einen Schritt weiter. Hier haben wir es mit Kurzgeschichten zu tun, die zwischen sieben und 14 Minuten Länge die gleiche Story aus fünf verschiedenen Perspektiven erzählen. Von ihrer Schwester («Emily») singt sie, vom Tod ihrer besten Freundin («Cosmia»). Eine unfassbar emotionale Präsenz steckt in Newsoms Musik. Gepaart mit dem Gespür für den passenden Ton und das richtige Register. Klar, am Schluss von Newsoms Flaschenpost an Steve Albini kamen noch ein 32-köpfiges Orchester, der meisterliche Van Dyke Parks und Presswerk-Liebling Jim O'Rourke dazu und fügten die Songfragmente zu einem Meisterstück zusammen. «Ys» ist das aussergewöhnlichste Opus des Jahres 2006 und vielleicht die Platte, die Joni Mitchell am liebsten machen würde, könnte sie das Rad der Zeit noch einmal zurückdrehen.

AMY WINEHOUSE. Wer im Alter von 22 Jahren mit einer reifen Stimme aufwarten kann, ist wohl nicht ganz unmusikalisch aufgewachsen. Ihre Mutter ist ein Fan von Folkmusik (Carole King, James Taylor), ihr Vater liebt die Jazzmusik. Als die 16-jährige Amy Winehouse nach einem Gesangs- und Geschichtsstudium Erykah Badu, Mos Def und The Roots für sich entdeckt, sind die Schleusen für eine Musiker-

karriere geöffnet. Ein erstes Album («Frank»), und die musikalische Sozialisation bildet ein eigenes Amy Winehouse-Profil heraus. Nachzuhören auf ihrer kürzlich erschienenen CD «Back To Black» (Universal). Beim Texten geht Amy ähnlich vor wie ihre Stadtnebarin Lily Allen: Das Naheliegende, Existentielle wird zu einer Art Tagebuch. Das farbige Teenagerleben, Turbulenzen der Liebe, Trennung, Sehnsucht. Die Ingredienzen Soul, Hip-Hop und der geliebte Jazz überraschen nicht, aber dass man sich bei Songs wie «Me and Mr. Jones» und «Love Is A Losing Game» in einer Radiosendung aus den seligen sechziger Jahren wähnt, schon eher. Im falschen Film? Der Rezensent nicht. Vielleicht hat er unbewusst eine solche Platte herbei geträumt. Er genießt das leicht rauhe Timbre eines jungen Stimmwunders, das sich nicht nur an aktueller Musik entzündete. Große Diven wie Sarah Vaughan und Ella Fitzgerald boten einen weiteren Background. Mag «Back To Black» mit 32 Minuten zu kurz geraten sein und einige Schwachpunkte aufweisen: Dieser Dame blüht eine große Zukunft.

JEANS TEAM. Die originellste und sicher eine der schönsten Singles aus Deutschland kam anno 2006 von Berlinern. Das Jeans Team trifft mit «Das Zelt» den Nerv der Zeit. Knapp gehaltene Slogans skizzieren die gegenwärtige Situation von Millionen Menschen. Mit so einem verdammt guten Ohrwurm eröffnet das Trio ihr drittes Album «Kopf auf» (Universal). Und hat keine Angst, danach abzustürzen. Nun ja, die müssen sie auch nicht haben. Echt! «Palme» und «Komet» sind weitere Glanzlichter einer erstaunlich in sich geschlossenen Platte. Zehn Songs und 40 Minuten lang lassen die Jungs Akustikgitarre und Computerbeat, Niedlichkeit und Coolness, Sinn und Unsinn gleichberechtigt ineinander schwappen. Und wenn sie Kraftwerk adaptieren («Silizium»), braucht niemand den Kopf zu schütteln. Höchstens für ein «Chapeau». Wir sehen und fühlen es: Das Jeans Team ist selbstbewusst unterwegs, in urfreier Wandervogelmanier, mit Sack und Pack; die Wandergitarre ist ausgepackt, der «Kopf aufgeräumt» und die Sterne funkeln bereits, wenn sie müde, jedoch glücklich ihr Tagesziel erreichen.

René Sieber, Autor und Pop-Aficionado, verspricht die Wandergitarre auszupacken, wenn der Frühling naht.

Dann sitzen sie mit der Klampfe um das Lagerfeuer und träumen von fernen Ländern und Kometen. Bis der Schlaf sie heimsucht. «Das Schönste, was Du machen kannst im Leben, ist schlafen.» Und die Heimat? Die ist dort, findet das Jeans Team, wo man in Ruhe aufs Klo gehen kann. Hat was.

BEIRUT. Drei Tage vor Redaktionsschluss lag diese CD im Briefkasten. Lange ersehnt und nicht mehr erwartet. Ein Weihnachtsgeschenk der tief melancholischen Art. Der knapp 20-jährige Amerikaner Zach Condon aus Albuquerque, New Mexiko, war im vergangenen Spätherbst die Sensation in fast allen wichtigen Musikpostillen. Und für einmal hatten die Hochjubilierer so was von Recht. Die Zitate zum Album «Gulag Orkestar» (Musikvertrieb) erweisen sich als so simpel wie passend: Ukulele, Mandoline, Quetschebügel, Cello, Klarinette, Geige, Schellenkranz, Piano und diverses Schlagwerk. Schier alle Instrumente spielte der junge Maestro homerecordermäßig selbst ein. Und da er lange genug in Deutschland, Italien und den ehemaligen Ostblockstaaten herumtingelte, Freunde kennengelernt, wilde Parties feierte und sich die Geheimnisse der Zigeuneramusik verraten liess, konnte sich Condons kreativer Geist zu Hause so richtig austoben. Auf der Rückseite des wunderbaren Coverfotos ist ein Ferienschnappschuss des Hansdamps in allen Gassen zu sehen: Prag im Winter. Auch das passt. Ist dies nun Polka, Balkan-Beat oder Pop? Oder alles zusammen? Selber urteilen. «Prenzlauerberg», «Brandenburg» und «Rhineland (Heartland)» hören. Oder «Postcards From Italy»: Jenen Song, den man zwei, drei Mal geniesst und dann nie mehr vergisst.

SIEBERS NEUJAHRS-PODESTLI:

- {1} **Talk Talk** Spirit Of Eden (1988)
- {2} **Yello** You Gotta Say Yes To Another Excess (1983)
- {3} **Talk Talk** Laughing Stock (1991)
- {4} **Yello** Stella (1985)
- {5} **The Fall** This Nation's Saving Grace (1985)
- {6} **Jeans Team** Kopf auf
- {7} **Beirut** Gulag Orkestar
- {8} **Amy Winehouse** Back To Black
- {9} **Goldie** Timeless (1995)
- {10} **The Lemonheads** The Lemonheads



Nebst den Menschen freuen sich vor allem grosse Geräte auf den Schnee.

TOGGENBURG

WETTBÜRO FÜR SCHNEESCHMECKER

von Andy Roth aus Wildhaus

Hier im obersten Toggenburg gibt es im Dezember nur einen Hauptprotagonisten. Nicht Samichlaus, nicht das Christkind. Nein, der Schnee bestimmt das Dorfgespräch. Alle kennen ihn, alle wollen ihn, alle warten auf ihn. Und vor allem: Alle wissen, wann er kommt und in welchen Mengen. Das jährliche Warten auf ihn ist deshalb ein besondere Ereignis. Da gibt es die schlauen Bauern, deren Regeln sie selbst als treffsicherer betrachten als die der bekannten Wetterfrösche. «Dieses Jahr kommt er spät. Doch wenn er dann kommt, wärst du froh, er wäre nie gekommen», erzählte mir einer. Ein anderer gegenteilig: «Auf einen trockenen Herbst folgt ein trockener Winter. Heuer gibts fast keinen Schnee.» Weniger von überlieferten Regeln geleitet – sondern mehr von Marketing-Gedanken – mischen auch die Touristiker bei dieser wichtigen Diskussion mit. «Wir hatten drei gute Winter. Warum sollte der neue nicht ebenso gut werden?», so eine Interview-Antwort auf

Tele Ostschweiz. Oder: «Wenn es in Amerika jeweils den grossen Schnee gibt, folgt er bei uns drei Wochen später bestimmt.» Bei weiteren Einheimischen kippen die eigen fabrizierten Wetterprognosen so rasch wie Slalomstangen. Je nach Vorhersage vom Meteo-Dach heisst die Devise abwechselungsweise «meterweise Schnee im Februar», «grüne Weihnachten wie jedes Jahr» oder: «Dieses Jahr hat es im Mai noch Schnee, ihr werdet sehen.»

In Zeiten des Euromillion-Fiebers kam mir deshalb die Idee, ein Wettbüro für Schneeschmecker zu eröffnen. Für einen Kaffe Lutz könnten alle mittippen: Schneehöhe (Tal/Berg), Winterstart, Winterende, Anzahl Sonnentage und höchste Neuschneemenge. Die Sieger würden an der nächsten Gemeindeversammlung pompös verkündet und mit einem Gutschein für ein Candle-Light-Dinner mit Thomas Bucheli oder Cécile Bähler belohnt. Obwohl: Kein Schneeschmecker möchte wohl Transparenz in dieser hoch brisanten Angelegenheit. Denn der Winter kommt doch immer anders, als man denkt. Vor versammelter Gemeinde hören zu müssen, dass man den Rekordwinter nicht vorhergesehen hat, will vermieden werden. Deshalb würde mein Wettbüro wohl mangels Teilnehmenden scheitern, auch wenn jeder im Innersten überzeugt ist: Diesen Herbst, da tippe ich richtig!

Andy Roth, 1983, lebt in Wildhaus und arbeitet als Leiter des Tourismusprojekts «snowland.ch».

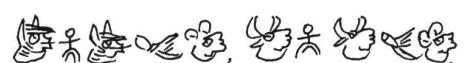
VORARLBERG/RHEINTAL

700 ABONNENTEN, BITTE

von Kurt Bracharz aus Bregenz

Normalerweise schreibe ich nicht über Projekte, an denen ich selbst beteiligt bin, aber beim Thema «Miromente» kann ich vielleicht doch einmal eine Ausnahme machen. Miromente ist eine Literaturzeitschrift, die in Dornbirn erscheint und soeben ein Jahr alt geworden ist. Das ist zwar auch für eine Literaturzeitschrift kein biblisches Alter, zeigt aber immerhin, dass die Geburt unter keinem Unstern stand, obwohl bei der Vorstellung der ersten Nummer einige böse Feen zwar im Hintergrund, aber doch gut hörbar murmelten, dieses Kind werde bestimmt nicht alt.

Das Besondere an Miromente ist eine Parallele zu Saiten, nämlich der Verzicht auf öffentliche Förderung. Die wäre zwar durchaus zu bekommen und mit keinen Auflagen verbunden gewesen. Aber wir waren voriges Jahr der Meinung und sind es immer noch, es müsse doch möglich sein, dass sich auch ein literarisches Projekt, beziehungsweise Literatur selbst trägt. Wir, das sind die vier Herausgeber Wolfgang Mörtl, Daniela Egger, Ulrich «Gaul» Gabriel und ich. Jeder von uns war in den bisher erschienenen sechs Ausgaben mit mindestens einem Beitrag vertreten, weil wir uns mit Miromente ja auch selbst eine weitere Publikationsmöglichkeit verschaffen wollten. Das monatlich erscheinende Saiten-Pendant «Kultur» aus Dornbirn brachte zwar früher regelmässig einen «Literarischen Beitrag», in den letzten Jahren aber kaum noch, und die Vereinigung «Literatur Vorarlberg» gibt eine taschenbuchdicke Publikation namens «V» heraus, aber nur zwei Mal pro Jahr. Der Rundfunk, der im Regionalprogramm Literatur durchaus beachtet, ist ein flüchtiges Medium. Schriftsteller wollen nun einmal Papier. Finanziell hat Miromente das erste Jahr ohne Verlust überstanden, allerdings nicht auf reiner Abonnement-Basis – dafür wären 700 Abos nötig, der aktuelle Stand liegt bei gut 400 – sondern mit Spenden (von den drei Abo-Stufen laufen die beiden höheren auf eine freiwillige Spende hinaus, da sie vorläufig mit keinen Privilegien verbunden sind) und Sponsoren, die ein von uns ausgesuchtes literarisches Zitat auf dem Umschlag kaufen – zum Beispiel Lao-Tses «Wahre Worte sind nicht



«Von der Hand in den Mund leben», in der Hieroglyphenschrift Dongba.

angenehm, angenehme Worte sind nicht wahr». Erfreulicherweise erwiesen sich sowohl viele Abonnenten als auch nicht ganz so viele Sponsoren als ausgesprochen grosszügig. Wir hätten trotzdem gerne 700 Abonnenten.

In den ersten sechs Nummern von Miromente sind Beiträge von Helmut Krausser, Christian Futscher, Robert Schindel, Kurt Palm, Franzobel, Emine Sevi Özdamar, Gabriele Bösch und Norbert Loacker erschienen. Miromente zahlt derzeit keine Honorare (auch uns selbst nicht, um das klar zu stellen: Redaktionsarbeit, Korrektur, Setzen und Einsackeln werden auf Selbstausbeutungsbasis durchgeführt), druckt keine Fotos, nur Zeichnungen und versendet durchaus auch in die Schweiz, liebe Leserinnen und Leser von Saiten. Bevor meine Kolumne endgültig zur unbezahlten Anzeige mutiert, hier die Adresse für weitere Info: www.miromente.at. Das Bild illustrierte übrigens in Miromente 6 einen Artikel von Daniela Egger über die Naxi, eine Minderheit in China, und zeigt in deren Hieroglyphenschrift Dongba die Phrase «Von der Hand in den Mund leben».

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

APPENZELL

DAS JAHR KLINGELT ZWEI MAL

von Carol Forster aus Appenzell

Ich bin im Ausserrhodischen aufgewachsen. Sowohl in Teufen als auch in Waldstatt gab es Silvesterkläuse. Hier waren sie meistens bereits am 31. Dezember unterwegs. Als Kind bewunderte ich die Chläuse mit den schweren Schellen, den bunten Röcken, den unbeweglichen Maskengesichtern. Die schönen Chläuse fand ich viel furchterregender als die wüsten. Das lag an den starren Masken. Die Wilden waren mir näher, die waren irgendwie lustiger, und vor Waldgeistern hatte ich mich nie gefürchtet. Aber die in den grünen, roten, violetten Röcken und Sammethosen, die habe ich angestarrt, als kämen sie aus einer andern Welt. Manchmal fassten die Mutigsten von uns Kindern den Stoff eines Chlausengewandes an, ganz schnell, um sich dann aber wie der Blitz umzudrehen und davonzurennen. Nur, um zu sehen, dass diese seltsamen Wesen lebendig waren. Immer wieder rannten uns die Chläuse mit ihren Haselstecken ein paar Meter hinterher, die knorriegen Äste schwingend. Das Herz schlug bis zum Hals und wir freuten uns, noch einmal davongekommen zu



«Die schönen Chläuse mit den starren Masken fand ich viel furchterregender.»

sein. So ganz sicher waren wir nämlich nie, ob das nicht Ausserirdische seien. Die Chläuse zogen von Hof zu Hof, von Haus zu Haus. Rüttelten ihre Schellen, bis die Eltern die Türe öffneten. Dann wurden Zäuerli gesungen. Zum Schluss gab es Wein für die Chläuse, und der Vater steckte den Männern ein Nötlis zu. Ich glaubte damals, dass diese Chläuse sehr arme Menschen seien, sich verkleiden und Zäuerli singen mussten, damit sie ein bisschen Geld verdienen, so wie die Zirkusartisten ihre Kunststücke zeigten. Irgendwann war dieser Zauber aufgeflogen. Es gab kein Christkind, keinen Samichlaus, und die Silvesterkläuse waren aus Fleisch und Blut. Selbst die mit den Röcken waren Männer. Das fand ich damals sehr eigenartig. Männer mit schweren Schuhen, in bunte Röcke gekleidet: die Rollewieber. Viele Jahre lang hat mich das Silvesterklausen nicht mehr interessiert. Das waren Bilder und Geschichten, die in die Kindheit gehörten. Mittlerweile jedoch fahre auch ich immer mal wieder am Alten Silvester nach Urnäsch. Das ist der 13. Januar. Nochmals in das selbe Neue Jahr starten gefällt mir gut. Frühmorgens um sechs bei der Schönau herumstreunen. Mit den Ohren die Chläuse ausfindig machen, es sei denn, man weiss, wo sich ein Schuppel anzieht und bereit macht. Am schönsten ist es, wenn es frisch geschneit hat. Im Dunkeln dann über die weissen Wiesen tappen. Später in der Schönau zum Kafi fertig. Abends dann vielleicht noch im Tal unten in den «Anker». Die verschiedenen Schuppel drängen in die überfüllten Beizen und schellen und rollen, dass jedem bösen Geist bang wird. Dann wird es still, und das Zauren ist so froh

und traurig zugleich. Die «Schöne» und die «Wüeschte» und die «Schöwüeschte» gibt es auch: Sie alle sind in diesen Momenten so archaisch und eben doch wie nicht von dieser Welt. Und ich denke, dass es genau das ist, was diesen zweiten Silvester für mich so einmalig macht: mit Kinderaugen noch einmal dieselbe Grenze überschreiten.

Carol Forster, 1961, führt den Bücherladen in Appenzell.

THURGAU

SPIELEND LEBEN LERNEN

von Jean Grädel aus Frauenfeld

1966 habe ich den Thurgau verlassen. So sehr ich den Bodenseeraum liebte, das kulturelle Leben war zu karg und eine Ausbildung zum Theaterkünstler war hier nicht zu machen. Seit dreissig Jahren wohne ich wieder in diesem Kanton und er ist unterdessen lebendiger, vielfältiger und offener geworden. Die kulturellen Angebote sind zahlreicher, die Menschen gelöster, man ist beweglicher geworden. Ich kann hier heute auch Theater sehen und muss dafür nicht nach Zürich fahren. Theater ist Erinnerungsarbeit. Theater erzählt Geschichten von Menschen. Theater erzählt von uns und von kulturübergreifenden Themen. Mit seinen Geschichten, Emotionen und Bildern kämpft das Theater gegen das Vergessen. Es entdeckt

«TUUUUU UUUUUU UUUUUU UUUUUUT»

verschiedene Alphörner

Sansi – Purpurberg Ueli Derendinger, Balthasar Streiff
21. Januar, Urnäsch, evang. Kirche, 20⁰⁰ Uhr, 20.00 CHF

Weitere Veranstaltungen im Appenzellerland:

www.appenzellkulturell.ch

**Appenzell
kulturell**

www.sgs.ch



Sprechende Schränke

Bilderwelten auf Appenzeller Kästen nach 1810

28. Oktober 2006 – 24. März 2007



> Sonntagsführung: 14. Januar 2007, 10.30 Uhr
Marcel Zünd, Kurator

> Mittwochs-Vortrag: 31. Januar 2007, 20 Uhr
Wer waren die Maler? Das Beispiel Toggenburg
Rudolf Hanhart, Kunsthistoriker, und Jost Kirchgraber, Kulturhistoriker

> Familienführung: Sonntag 18. Februar 2007, 14 Uhr
für Kinder ab 5 Jahren und ihre Erwachsenen

Appenzeller Volkskunde-Museum Stein AR
Dienstag bis Sonntag 10 – 17 Uhr
071 368 50 56 / www.avm-stein.ch

Songs downloaden und
die Kreditkarte gratis dazu.

Exclusive Cooperation
euro26.ch
have a good time!

Exclusive Cooperation
iTunes

Exklusiver Zugang zum iTunes Music Store, die Kreditkarte zum Nulltarif und dank der Gratis-Mitgliedschaft bei Euro26 von Vergünstigungen in ausgewählten Skigebieten profitieren. Mit UBS Campus, dem neuen All-in-one-Angebot für Studierende. Jetzt Konto eröffnen.

www.ubs.com/young

 UBS

© UBS 2006. Alle Rechte vorbehalten.

für den Zuschauer andere Ebenen von Beziehungen, andere soziale und persönliche Dimensionen. Es hinterfragt eigene Träume oder bestätigt diese.

In Spielen können neue Welten erschlossen, Lebensmöglichkeiten erkundet, Modelle entworfen werden. Kunst und Kultur bilden gleichsam das Labor der Gesellschaft, in dem Zukunftsbilder und Handlungsoptionen ausprobiert werden – einfach das, was man Ideen nennt. Die Künstler sind die Forscherinnen und Forschern dieses Labors. Spiel und Zukunft haben viel miteinander zu tun. Kinder, die sich spielend die Welt aneignen, belegen das. Im Spiel werden Fertigkeiten gefördert. Im Spiel werden aber auch Modelle ohne existentielle Konsequenzen erprobt: mit dem Baukasten, mit den Schachfiguren, mit der Rolle, die ich spiele. Zukunft wird im Spiel vorbereitet, geplant, vorweggenommen, als Ausbildung und als modellhafte Versuchsanordnung. Das Spiel lässt die Zukunft erkennen als einen Raum, in dem Entscheidungen möglich sind, der gestaltet werden kann. Das Spiel kann den Menschen befreien. In der Arbeit strebt er allzu geradlinig auf sein Ziel hin. Damit versklavt er sich auf eine Weise, die seinen Anlagen und Neigungen zuwider läuft und viele Begabungen verkümmern lässt. Das Spiel kennt kein festes Ziel, es schwebt hin und her. Es ist Bewegung und Ruhe zugleich, darum harmonisiert es mit unserem natürlichen Lebensrhythmus. Der Spieler macht neue Erfahrungen und Erkenntnisse, er macht überraschende Begegnungen in einem Klima der Leichtigkeit, innerhalb selbst gewählter Spielregeln.

Die Fähigkeit spielen zu können braucht den angstfreien, neugierigen und offenen Menschen, der bereit ist, spielerisches Risiko und die Möglichkeit des Verlierens nicht als persönliche Katastrophe oder vom Gegner gewolltes Vernichtungsziel zu erleben. Noch gibt es zu viele, die Angst davor haben, was durch Spiel neu entsteht. Lieber wollen sie festhalten am Alten, Bewährten, an dem, was man kennt und also gut sein muss. Das sind Menschen, die Angst haben vor anderem, vor neuem, vor den Mitspielern. Das ist eine existentielle Angst. Angst ist der grösste gesellschaftliche Blocker. Spiel braucht den angstfreien Raum. Wir sollten selbstbewusster sein, um bessere Spieler in dieser Welt zu werden, stolz und selbstbewusst spielerisch erfahren und lernen, wer wir sind und wo wir sind und was wir alles noch erreichen können. Aus Angst wird gehetzt und verbietet und ausgrenzt. Angst verhindert Entwicklung.

Lasst uns die Spielverderber mit Humor und Intelligenz an unsere Spielregeln gewöhnen, indem wir ihnen vorspielen, was für gute und faire Spieler wir sind, im Siegen und im Verlieren. Lasst uns das Leben spielend meistern – morgen beginnt ein neues Spiel.

Jean Grädel, 1943, ist Regisseur und künstlerischer Leiter des Theaters an der Sihl in Zürich. Er sitzt im Stiftungsrat Kulturstiftung des Kantons Thurgau.

WINTERTHUR

IM GESPRÄCH MIT IMMOBILIENBESITZERN (1. TEIL)

von Manuel Lehmann aus Winterthur

Winterthur hat zwei Herren, die gross im Immobiliengeschäft sind. Der eine, Bruno Stefanini, ist nicht ganz unumstritten, da viele der Meinung sind, einige seiner Liegenschaften hätten eine Sanierung nötig. Andere wissen aber, dass es sich in Stefanini-Häusern günstig wohnen lässt. In gewissen Kreisen gelten seine Liegenschaften für Besetzungen als nicht ungeeignet. Der andere ist Robert Heuberger, der in einem Artikel im Tagesanzeiger kundtat, wieso er in Winterthur wohne und hier gerne mehr Steuern zahle als anderswo. Weiter kritisierte er aber eine Kampagne von Winterthur Tourismus für das Nachtleben, die 2005 unglücklicherweise an der Neueröffnung der Winterthurer Filiale des Pacha aufgehängt wurde. Diesem war nur eine kurze Lebensdauer gegönnt und so verpuffte wohl auch die Wirkung der gross aufgezogenen Werbeaktion. Robert Heuberger störte sich daran, dass eine Werbekampagne für Nachtlokale die öffentliche Sicherheit gefährde und Kriminelle und «Drögeler» nach Winterthur locke. Der gute Herr ist 85 und mag sein, dass ich etwas überreagiert habe, als ich den Versuch unternahm, ihm in einem dreiseitigen Brief darzulegen, wieso ich seine Aussage als eine Abwertung unserer Arbeit empfinde:

«Selbst als alternatives Kulturlokal wie das Kraftfeld mit kaum Sicherheitspersonal können wir bei uns keine Drogenszene ausmachen. Wir haben sicher Konsumenten weicher Drogen in unserer Kundschaft. Aber diese Leute sind meist gut integriert, haben Arbeit oder Studium und beziehen kein Sozialgeld bei der Stadt. Und die Drogenkonsumenten können kaum verantwortlich gemacht werden für die steigenden Sozialkosten. Das grössere Problem ist, dass heutzutage viele den Anforderungen der Leistungsgesellschaft nicht mehr gewachsen sind.»

Oder weiter unten: «Gerade unter den Machern von Kulturlokalen gibt es viele, die ihre Tätigkeit als Berufung sehen. Ansonsten würde man kaum für keinen oder so geringen Lohn arbeiten. Ich kann mir vorstellen, dass einige von diesen – könnten sie ihrer Berufung nicht nachgehen – tatsächlich Sozialhilfebezüger wären.» Und ich habe auch auf folgendes hingewiesen: «Für mich ist es nicht unproblematisch, dass wir als Kulturlokal finanziell stark vom Alkoholkonsum unserer Kundschaft abhängig sind. Aber die Leute sind ganz klar nicht willens, massiv höhere Eintritte zu bezahlen und dafür nur Mineralwasser vorgesetzt zu bekommen. Und die öffentliche Hand ist nicht bereit mehr Subventionen zu zahlen.» Und abschliessend: «Wer drogensüchtig ist, kann sich vielfach den Eintritt in unsere Lokale gar nicht leisten. Und Kriminelle sind durchaus auch gerne nachts unterwegs – aber sicher nicht, um in den Vergnügungslokalen das Tanzbein zu schwingen.»

Die Reaktion von Robert Heuberger folgt im Februar-Saiten.

Manuel Lehmann, 1974, ist Kulturorganisator im Kraftfeld Winterthur und für Afro-Pfingsten.



Das Sulzerhochhaus gehört Bruno Stefanini. Bild: Florian Bachmann